N11< 41223891 021

UB Tübingen

Bahn gethan, die sie endlich doch in den Schooß der christlichen Kirche führen sollte.

Geduld also ist vor allem auch in dieser Arbeit von Nöthen; aber Geduld bringt Erfahrung, Erfahrung bringt Hoffnung, und Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Wer schon selbst in diesem Dienste geübt ist, findet das Wort Marc. 4, 28. bewahrheitet: „zum ersten das Gras, darnach die Aehren, darnach den vollen Weizen in den Aehren."

Johannes Evangelist Goßner*).

„Einen nicht unwichtigen Beitrag zur Kunde der Gegenwart" hat Hr. Pastor Dalton mit seinem Leben Goßners liefern wollen. In dem „dankbaren Gedächtniß des mehr und mehr sich lichtenden Kreises der geistigen Gemeinde, die die ehrwürdige Persönlichkeit Goßners um sich gesammelt," sollen durch dieses Buch „die Züge der Gestalt wieder aufgefrischt werden, die einstmals so bedeutsam und eindrucksvoll an ihrem innern Leben vorüberzogen".

„Goßner ist keine reformatorische Persönlichkeit ersten Ranges, aber er hat in kleineren Kreisen und Verhältnissen reformatorisch gewirkt fast drei Menschenalter hindurch, und die letzten Ringe dieser Wirkung sind mit seinem Hinscheiden nicht verschwunden. Auch seine geistige Heimat liegt mitten drinne in der wunderbaren Bewegung, die sich am Ende des verflossenen Jahrhunderts innerhalb der römischen und evangelischen Kirche vollzog und in der wir den geheimnißvollen Mutterschoß erkennen, der auch die gegenwärtige (kirchliche) Frage getragen. Der wackere Schwabensohn ist der bedeutsamste Erbe dieser Bewegung seines Heimatlandes, seiner heimatlichen Kirche geworden. Er hat Vaterland und Mutterkirche dahinten gelassen

*) Johannes Goßner. Ein Lebensbild aus der Kirche des 19. Jahrhunderts von H. Dalton. Berlin. Verlag des Goßnerischen Missionsvereins. 1874. Eine treffliche Biographie, aus reichem Material zusammengetragen, dazu schön geordnet und abgerundet, ein Muster fruchtbarer Verbindung eines bedeutenden Einzellebens mit dem Gesammtbild der Zeit. Die Zeitangaben sind manchmal unzuverlässig.

und ist dem mächtigen Zuge seines Gottes gefolgt in die weite, weite Welt hinein."

In dem hier angedeuteten, über nationale, kirchliche und konfessionelle Schranken sich um höherer Interessen willen hinwegsetzenden Missionscharakter Goßners und des von ihm ausgegangenen christlichen Geistes scheint uns seine größte Bedeutung zu liegen. Und in diesem Sinne ist uns die vorliegende Biographie in erster Linie ein überaus schätzenswerther Beitrag zur Missionsgeschichte dieses Jahrhunderts. Nicht die sog. kirchliche Frage der Gegenwart, sondern die gewissermaßen unkirchliche, bei aller Unscheinbarkeit doch großartige Entwickelung, welche die äußere und innere Mission im 19. Jahrh. genommen hat, scheint uns im nächsten Zusammenhang mit der vom Verfasser erwähnten „großartigen Geistesströmung der Mitte des vorigen Jahrhunderts" zu stehen.

„In unwandelbarer Treue hat Goßner sein heiliges Kleinod (darunter ist doch wohl seine durch den Glauben an Christum erlangte evangelische Freiheit zu verstehn?) durch alle Stürme hindurchgetragen, hat es der römischen, der griechischen, der evangelischen Kirche gezeigt und verkündigt. Lange schien es, als ob die ergreifende Bewegung, die in diesem ihrem Träger zumal die römische Kirche von sich ausgestoßen, nicht in der evangelischen Kirche einmünden würde, als ob für eine weitere kirchliche Ausgestaltung sich im 19. Jahrh. noch ein freier Raum müsse finden lassen, der in den Tagen Luthers und Calvins nicht vorhanden gewesen. Es hat schwere innere Kämpfe, lange Ueberlegung gekostet, bis die Ueberzeugung gefestigt war, daß auch heute noch kein Platz vorhanden. Der seit seiner Jugend und auch in der römischen Kirche nur das Werk eines evangelischen Predigers gethan und weidlich auch nach der Kraft Gottes, wie Paulus, mit dem Evangelio gelitten, — er that dasselbige Werk nun auch in der evangelischen Kirche und litt auch da fast dasselbige Leiden."

Liegt nicht in diesen letzten Worten das Bekenntniß, jene Bewegung sei wirklich in der gegenwärtigen evangelischen Kirche noch nicht zu ihrem Ziele gelangt? Goßner war und blieb ein Evangelist, ein Missionar, — und in der Ausübung dieses seines Berufes hat ihn zugestandener Maßen die evangelische Kirche (wenigstens in ihren amtlichen Leitern) fast ebenso sehr gehindert, als die römische und griechische. Es kann demnach nicht zweifelhaft sein, daß die

Gemeinschaft und die Thätigkeit, in welcher Goßner sich schließlich allein heimisch fühlte, keine andere war, als die „geistige" Missionsgemeinde, welche an keine Konfessions- oder Landeskirche gebunden, wesentlich noch auf demselben Grund und Boden steht, wie die Bibelchristen vom Ende des vorigen und Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, welche „in brüderlicher Bedürftigkeit und gleicher Noth gern ihren schmalen Erwerb gegenseitig austauschten — und zwar mit dem hellen Jubel einer ersten Liebe, der uns auch heute noch so wohlig aus den Schriften jener Zeit entgegenhallt."

Ja, wer sich noch zu diesem keineswegs überwundenen, wohl aber von vielen verlassenen Standpunkt bekennt, wie bis auf den heutigen Tag die Mehrzahl deutscher Missionsgesellschaften thut, der wird in der Dalton'schen Biographie Goßners eine Apologie eben dieses Standpunktes finden und dem Verfasser für seine fleißige und gewissenhafte Arbeit von Herzen dankbar sein. —

Goßner wurde geboren im Jahr, wo der Jesuitenorden durch eine päpstliche Bulle aufgehoben ward (1773), zu Hausen, einem damals zum Bisthum Augsburg gehörigen Weiler. Seine Eltern waren fromme, treu an der Kirche hängende Katholiken. Bald entschloß sich der von großem Wissensdurst beseelte Knabe, Priester zu werden. Seine Dorfkameraden freilich meinten, ein so lustiges fröhliches Blut, ein so starker Arm, wie er, tauge viel besser für den Bauernkittel und hinter den Pflug, als ins Meßgewand und an den Altar; auch seine Eltern, theils aus einem gewissen Bauernstolz, theils weil sie wußten, welch völlige Loslösung vom Vaterhaus das Priesterwerden mit sich bringen würde, waren gegen diesen Entschluß. Aber der junge G., dem es schon als kleinem Buben eine Lust gewesen war, im Winter bei rechtem Schneegestöber sich einen Schurz umzubinden und vom Tisch in der Stube aus den Schneeflocken zu predigen, ließ sich nicht irre machen. Der junge Pfarrer, dem er 1784 bei seinem ersten Abendmahl in der Beichte auch seine Neigung zum geistlichen Berufe offenbarte, ward nun sein Fürsprecher bei den Eltern.

Schon 1785 bezog er das St. Salvator-Gymnasium in Augsburg, wo er in drei Grammatikal- und zwei Humanitätsklassen von den „Exjesuiten" fürs Universitätsstudium zugestutzt wurde, ausgezeichnet fleißig lernte, so gutmüthig war, daß er alles, was er besaß, an Dürftige wegschenken konnte, von seinen Kameraden aber

immer noch als ein „durchtriebener", d. h. schelmisch heitrer Gesell geschätzt wurde. Die „ungehörige Liebe zu seinen Verwandten" aber wurde er hier abzulegen ermahnt.

A. 1792 zog er trotz der Warnung seiner jesuitischen Lehrer nach Dillingen, wo damals noch am Gymnasium das „Quadrat der Jugendbildung" (Fenneberg, Hörmann, Keller, Weiß) und an der Hochschule das „Dillinger Kleeblatt" (Weber, Zimmer, Sailer), zusammen auch das „Siebengestirn" genannt, in großem Segen wirkten und eine evangelische Frühlingsluft ausströmten, in welcher mehr als ein junger Theologe den „Anstoß zu einer ewigen Bewegung" empfieng. G. kam gerade noch rechtzeitig hin, um etwas von diesem neu erwachten Geistesleben zu spüren, ehe es in kalter Maiennacht — durch eine ketzerrichterliche jesuitische Untersuchung — geknickt wurde. Der alte jesuitische Lehrplan sollte wieder eingeführt werden, die Studenten keine Bücher ohne bischöfliche Approbation lesen u. s. w. Viele wanderten in Folge hievon aus; so auch G., der nun in Ingolstadt als Alumne im klösterlichen Georgianum seine Studien vollendete. Diese drei Jahre waren eine angestrengte Lernzeit für ihn, zugleich voll tiefgehender Kämpfe, bittrer Enttäuschungen, schmerzlicher Erfahrungen und Entbehrungen. Vergeblich suchte er nach Freunden, „die das Gute, Wahre, Schöne, Edle lieben, rastlos suchen, in sich einschließen, tief eindrücken, fruchtbar machen und Anderen redlich mittheilen"; in seinen Kameraden fand er fast lauter rohe, fade, oberflächliche und ausgelassene Gesellen. Um so lieber wurden ihm die Bücher, vor allen der innige, ihm Lebenslang werth gebliebene Thomas v. Kempis. Aber auch nach verbotenen Früchten aus der protestantischen Kirche streckte er seine tastende Hand aus, so nach Lavaters Schriften, die ihm seiner Zeit schon Sailer empfohlen hatte. Nach Lavaters Muster führte er natürlich auch ein recht sentimentales „Tagebuch oder Notaten. Resultate meines Denkens, Empfindens, Lektüre, Umgang u. s. w. Geschichtsbuch meines Herzens". Von Lavater sagt er denn auch: „Er war mir der Auserwählteste. So hat kein Mensch auf mich gewirkt." Persönlichen Einfluß auf ihn hatte eigentlich bloß sein Beichtvater, der Franziskaner Niedermayer, Verfasser des „Katechismus der Naturlehre für alle diejenigen, welche Gottes Güte und Wahrheit aus den Werken der Natur kennen wollen". Seine Lehrer wollten G. für die wissenschaftliche Theologie festhalten, er aber widerstand der Lockung, trotz-

dem daß das Predigen ihm damals noch „eine harte, saure Arbeit" war. Der Quell sprudelte eben noch nicht in ihm, von welchem später Ströme lebendigen Wassers ausgehen sollten.

Nach einem gut bestandenen Examen und lustigen Abschied von seinen Universitätskameraden, empfieng er 1796 zu Dillingen die Priesterweihe, brachte dann vorschriftsgemäß ein Vierteljahr in einem geistlichen Seminar, richtiger „geistlichem Zuchthaus" zu Pfaffenhausen zu, unter „trübsinnigen, freudlosen, finsteren, ungeselligen, zurückhaltenden und zurückstoßenden, ja unmenschlichen Menschen", so daß, als er 26. Jan. 1797 aus dem Seminar ins Freie trat mit dem Bewußtsein, nicht wiederkehren zu müssen, „er alles fühlte, was ein Seliger hienieden Süßes und Wonnevolles fühlen kann."

Bald sollte er noch eine andere Freiheit und Seligkeit kennen lernen. Das Werkzeug seiner Bekehrung wurde der damals in der Priesterkorrektionsanstalt zu Göggingen eingesperrte Prediger der Gerechtigkeit, Martin Boos. Ein Brief von diesem warf den zündenden Funken in G.'s Herz, das fortan nun keine andere Theologie mehr kannte und suchte, als die des von Boos verkündigten „Christus für uns und Christus in uns".

Das geschah im J. 1797. Schon 1802 wurde G. wegen Boos'scher Schwärmerei und Ausbreitung derselben angeklagt und jetzt war die Reihe an ihm, nach Göggingen zu wandern. Hier traf er aber statt der gefürchteten schrecklichen Gesellschaft in dem durch Boos bekehrten Kerkermeister Hofmann einen Glaubensgenossen! Die Haft dauerte übrigens nicht lange und schon nach einem Jahre erhielt G., da unterdessen ein Umschwung in der bayrischen Kirchenpolitik eingetreten und die Macht der Exjesuiten gebrochen war, die stattliche Pfarre Dirlewang. Mit ihm zog dort seine fromme Haushälterin Idda ein, die 50 Jahre lang seine treue Pflegerin blieb und seine „Martha und Maria zugleich" war.

Nach jahrelanger angestrengter und gesegneter Pastoralthätigkeit sehen wir G. aber 1811 seine Pfarre einem theuren Bruder, Bayr, übertragen und finden ihn dann auf einer längeren Reise — in Basel bei Spittler, in St. Gallen bei Anna Schlatter u. s. w. Gern hätten diese ihn in der evangelischen Kirche festgehalten. Natürlich hatte G. mit ihnen und mit sich selbst einen schweren Kampf zu bestehen. Um äußere Zugehörigkeit zu irgend welcher Kirche oder Gemeinschaft war es ihm nie zu thun gewesen; alles was er auch

jetzt wollte, war Freiheit, dem Evangelium gemäß zu leben und zu lehren. „Er wollte durchaus nichts wissen von einer speciellen Verbrüderung, Verbindung, Gemeinschaft außer und neben der, in welcher — wie er sich ausdrückte — ich schon als Mensch mit allen Menschen, als Christ mit allen Christen stehe."

So blieb er denn in der katholischen Kirche, so lange man ihn darin duldete. 1812 nach Bayern zurückgekehrt, von einer frühern Krankheit noch nicht ganz genesen, erhielt er ein Benefiziat in München und wirkte nun in freier Weise theils als Erbauungsschriftsteller, theils als Katechet, Prediger und Seelsorger. Bald hatte sich um ihn, wie später in Petersburg, eine „Goßner-Gemeinde" gesammelt und hier unter Seelen, die nach der Gerechtigkeit hungerten und dürsteten, war er in seinem eigentlichen Element. An Verdächtigungen und Anklagen fehlte es natürlich nicht. Daß er trotzdem noch einige Jahre in dieser Weise fortarbeiten konnte, hatte er dem damals allmächtigen Minister Montgelas zu verdanken, der alle Anklagen gegen G. mit den charakteristischen Worten abwies: „Ich nehme mich ums Frommsein nichts an; lasset die Leute auf ihre Weise fromm sein. Ich will nichts mehr von der Sache hören."

Unter so günstigen Umständen konnte G. denn auch ganz offen mit protestantischen Freunden, die ihn gelegentlich aufsuchten, verkehren. Unter ihnen war auch Schleiermacher, dessen Urtheil über G. also lautet: „tüchtig, fest, frei"; sodann der Quäker Grellet, der selbst früher Katholik, diese Bewegung in der römischen Kirche mit Interesse verfolgte.*) Am meisten sagte schon damals dem gemüthstiefen G. das Wesen der Brüdergemeinde zu, deren „Losungen und Lehrtexte" er schon längst benutzte und aus deren Gesangbuch er in seinen Versammlungen singen ließ.

Seine bedeutendste schriftstellerische Arbeit aus dieser Zeit ist die deutsche Uebersetzung des N. T. für Katholiken, welche er nach längerer Vorbereitung 1815 zum erstenmal im Druck erscheinen ließ und welche seither in mehr als 30 Auflagen verbreitet worden ist. Kronprinz Ludwig von Bayern nahm die Widmung dieses Werkes an und zeichnete den Verfasser mit einer goldenen Medaille aus. Aber

*) The life of Stephen Grellet, von B. Seebohm, liefert interessante Beiträge zu der inneren Kirchengeschichte jener Tage. 31 Geistliche gehörten nach den Aufzeichnungen des Quäkers der Boos-Goßnerischen Richtung an (Jan. 1814).

nicht die Uebersetzung und Herausgabe dieses N. T. war G. die Hauptsache, sondern die Verbreitung desselben unter dem Volke. In zwei Jahren gelang es ihm, nicht weniger als 27,000 Exemplare desselben unter die Leute zu bringen. Unterstützt wurde er dabei durch die Freigebigkeit der Britischen Bibelgesellschaft, welche, als der Prediger Steinkopf für Goßner um 200 Pfund St. zur Verbreitung des N. T. bat, sogleich 500 Pf. St. bewilligte.

Daneben war G. eifrigst bemüht, eine im wahren Sinne geistreiche Erbauungsliteratur zu beschaffen und zu verbreiten. Zu diesem Zweck gab er das ursprünglich in Frankreich erschienene „Herzbüchlein" in neuer Gestalt deutsch heraus, ebenso Auszüge aus Tersteegens „Leben heiliger Seelen" und endlich sein größtes eigenes Werk: „Geist des Lebens und der Lehre Jesu Christi".

Aber lange dauerte diese Friedens- und Segenszeit doch nicht. Die Jesuiten machten allenthalben gewaltige Anstrengungen, den Zeiger auf der Weltuhr zurückzuschieben; in diplomatischen und Regierungskreisen kam ihnen Metternich zu Hilfe, der alle Fürsten glauben machen wollte, daß nur der Anschluß an Rom ihre Throne sichern könne. Bald trat denn auch in Bayern eine starke Reaktion ein. 1817 fiel Montgelas, der frühere Illuminat. Pfr. Lindl, welcher zuerst ein wohlmeinender aufklärerischer Rationalist gewesen, dann durch Goßners Einfluß bekehrt und ein gewaltiger Prediger geworden war, wurde auf eine andere Stelle versetzt; G. selbst erhielt die Erlaubniß zur Seelsorge und zum Predigen, um welche er je alle drei Jahre einkommen mußte, jetzt nicht wieder, und beide miteinander wurden als vom Teufel Besessene verschrieen. Letzteres freute und beschämte den theuren Goßner, weil er sich dadurch so völlig auf eine Linie mit seinem Herrn und Meister gestellt sah; — aber da man ihm seine Arbeit genommen, mußte er nun förmlich um seine Entlassung bitten und den Wanderstab ergreifen, um sich einen neuen Wirkungskreis zu suchen.

In München war man übermäßig froh, Goßner loszuwerden und stellte ihm daher ein glänzendes Entlassungszeugniß aus, dahin gehend, daß G. sieben Jahre als Kaplan, sieben Jahre als Pfarrer in Dirlewang und sieben Jahre als Benefiziat in München mit größtem Eifer und zu voller Zufriedenheit seiner Vorgesetzten gearbeitet habe und „der Würdigsten Einer zur Empfehlung jeglicher Gunst und Gnade sei".

Zum Abschied durfte er noch einmal predigen. Acht Männer hatten sich verabredet, ihn durch den Ruf zu unterbrechen: „Du lügst, du bist ein Verführer des Volkes." Sie wurden aber von der Rede des geistesmächtigen Mannes so ergriffen, daß keiner von ihnen der Verabredung gemäß handelte. Von seiner „Gemeinde" nahm G. noch besonders in seiner Wohnung einen rührenden Abschied. Ein Pokal, den man ihm zum Andenken geschenkt, wurde bei dieser Gelegenheit mit Wein gefüllt und gieng dann, von Goßner gesegnet, von Hand zu Hand und von Mund zu Mund.

Unterwegs predigte G. noch einmal bei Lindl, und zwar im Freien vor etwa 15,000 Zuhörern, besuchte in Stuttgart und an einigen anderen Orten gläubige Brüder und Schwestern und langte endlich an seinem Bestimmungsorte Düsseldorf an, wo er als Kaplan und Religionslehrer am Gymnasium eine Anstellung gefunden hatte, hauptsächlich durch die Vermittlung von Boos, der selbst, aus seiner Heimat vertrieben, hier eine Zeit lang thätig gewesen war.

Leider wurde G. nur zu bald inne, daß „der Teufel ihm per Extrapost nach Düsseldorf vorausgeeilt" sei. Durch Briefe von Augsburg her war er im Voraus als eine verdächtige und gefährliche Person bezeichnet worden, so daß namentlich sein nächster Vorgesetzter Schmitz ihm beständig auflauerte und das Leben geradezu unerträglich machte. Dazu kamen noch Verleumdungen und Stadtklatsch der gemeinsten Art, so daß G. bald merkte, in Düsseldorf sei seines Bleibens nicht.

Gott selbst erlöste ihn aus diesem, durch böse Menschen ihm zur Hölle gewordenen Ort und brachte ihn durch Kaiser Alexander I. nach Petersburg, wo alle möglichen Umstände auf wunderbare Weise zusammenkommen mußten, seinen Aufenthalt (1820—24) ihm selbst im höchsten Grade angenehm und für Tausende seiner Zuhörer gesegnet zu machen.

Die Schilderung seiner Thätigkeit als Prediger an der Maltheserkirche in Petersburg, seiner evangelistischen Wirksamkeit unter Russen, Katholiken und Protestanten, und dann die Darstellung der Ereignisse und Intriguen, welche schließlich zu seiner Verbannung aus Rußland führten, gehört zu den anziehendsten und durch neue Aufschlüsse werthvollsten Abschnitten des Dalton'schen Buches.

Tieftragisch geht von nun an durch Goßners Leben ein Zug des herzbrechenden Schmerzes über zerronnene Ideale, geknickte Hoff-

nungen und ein zerstörtes Saatfeld. Es war wirklich „ein Reif in der Frühlingsnacht" gefallen, und lange noch waren die Nachwirkungen davon bei G. spürbar.

Seinen Freunden in Berlin, wohin er sich jetzt zunächst wandte, kam er vor, wie ein Hirt ohne Heerde, wie eine Henne ohne Küchlein, ja wie eine Bärin, die ihrer Jungen beraubt ist. Er war sehr verändert gegen früher, hatte noch mehr Geist empfangen, war aber rauher und schroffer geworden; in seinen Zügen war zu lesen: hinfort mache mir niemand weiter Mühe; ich trage die Mahlzeichen des Herrn Jesu Christi an meinem Leibe.

Die protestantische Kirchenluft, welche ihn in Berlin anwehte, war auch nicht geeignet, das Heimweh nach Petersburg zu vertreiben und für den Verlust der ersten Liebe einen Ersatz zu bieten. So hatte z. B. eine Dame dafür, daß sie Lindl — „einen Menschen, der seiner Kirche meineidig wurde" — zum Pfarrer vorgeschlagen, einen Verweis vom Konsistorium erhalten; wozu G. die Bemerkung macht: „Da habt Ihr's; sie sagen immer, man soll den Rock ausziehen, und wenn's geschehen, so geben sie einem kein Hemd, sondern lassen einen nackt stehen und spotten. Sie sind alle untüchtig geworden und ermangeln des Ruhmes u. s. w."

So war und blieb G. denn auch auf kirchlichem Gebiet ein heimatloser Flüchtling und Fremdling. In Berlin weilte er nur kurze Zeit, ebenso in Altona, wo er bei der Christenthumsgesellschaft und Brüdergemeinde Freunde fand, auch Merle d'Aubigné und Amalie Sieveking kennen lernte, welch letztere er für ihren künftigen Beruf als barmherzige Schwester väterlich-priesterlich einsegnete.

Einen festen Wohnsitz nahm er erst in Leipzig, wo er mit Tauchnitz bereits früher in geschäftlichen Verkehr getreten war und wo er nun 1¾ Jahr lang ganz in der Stille schriftstellerischen Arbeiten (Thomas a Kempis, Schatzkästchen, Leben von Martin Boos u. s. w.) sich hingab. Bald sollte er aber erfahren, daß sein seliger Freund Boos Recht gehabt, als er ihm einmal sagte: „Der Polizeidiener wird dir allezeit den Weg zeigen, wo du hinsollst."

Zu seiner Hausandacht pflegten sich nämlich bei G. einige Freunde einzustellen, was ihm eine Freude war, da ihm ja „sein Garten genommen war" und er so doch „die Blumen im Topf ziehen" konnte. Aber auch das sollte ihm nicht vergönnt sein. Während er seine Erbauungsstunden hielt, lauerten hinter der Thür of-

fizielle Spione. Die Polizei und das Konsistorium vereinigten sich, ihn aus Leipzig wegzubringen. Da man nämlich in ihn drang, zu sagen, welcher Konfession er angehöre, und er immer nur wiederholte, er sei ein Christ und gehöre zu keiner besonderen Konfession, ward ihm die Aufenthaltsbewilligung entzogen und er genöthigt, die Stadt zu verlassen. Abermals war nun G. auf's „Vagabundiren" angewiesen, fand aber die herzlichste Aufnahme in Schlesien, namentlich bei den Grafen von Dohna und Reuß (1825 und 1826). In diesen Kreisen genoß er auch zum erstenmal in seinem Leben das Abendmahl mit einer evangelischen Gemeinde, trat also, wenn auch nicht förmlich, so doch faktisch zur protestantischen Kirche über.

Eine neue Periode seines vielbewegten Lebens fängt aber erst mit seiner Uebersiedlung nach Berlin an, wo er endlich seine irdische Bleibstätte finden sollte. Hier nämlich unterwarf er sich mit bewundernswerther Demuth, fast möchte man sagen Herablassung, dem theologischen Kandidaten-Examen und erhielt nach langen und langweiligen Plackereien als 55jähriger Mann die Stelle eines Hilfspredigers neben dem alten Koblank. Dieser zwar wußte, was er an G. hatte, und sagte, als er ihn seiner Gemeinde vorstellte, er habe einen tüchtigen Prediger gesucht, und siehe! er habe einen Engel gefunden. Aber auch hier wurde G. vertrieben. Bei seiner Anstellung war ein Formfehler begangen worden und er mußte einem vom Konsistorium ernannten Hilfsprediger weichen.

So wurde er denn abermals ein Stundenhälter und „Stubenprediger", unverdrossen das Werk eines Evangelisten treibend. Nur zwei Geistliche gaben ihm ihre Kanzeln, der Prediger der Brüdergemeinde und — Schleiermacher. Erst 1829 erhielt er eine ordentliche Anstellung als Pfarrer an der Bethlehemskirche, auch böhmische Kirche genannt. 17 Jahre blieb er in dieser Stellung und schied aus derselben erst, nachdem er das fünfzigste Jahr seiner geistlichen Amtsthätigkeit zurückgelegt hatte.

Gewiß gab es als Prediger und Seelsorger keinen treueren Gemeindediener als Goßner war; aber ihm, der so oft und so lange im Kleinen treu gewesen war, konnte Gott von Jahr zu Jahr Größeres anvertrauen. Sein großartiger Reichsgottessinn trieb ihn über die Grenzen seiner Gemeinde, ja über die Grenzen der Kirche, über die Grenzen des christlichen Europa hinaus, das Evangelium aller Kreatur zu bringen, die Blätter vom Baume des Lebens, daran er

selbst für Zeit und Ewigkeit genesen war, auch seinen an Leib oder Seele kranken Mitmenschen zu reichen.

Naturgemäß fieng er mit allerlei Werken der inneren Mission an, gründete einen Männer- und einen Frauen-Krankenverein, dann das große Elisabeth-Krankenhaus nnd eine ganze Reihe von Kinder-Warte-Anstalten. Ueberall war er selbst dabei, unermüdet predigend, tröstend, antreibend, pflegend, pflanzend, begießend, vorangehend. Und mit dem zunehmenden Alter wurden diese Arbeiten nicht weniger, sondern mehr. „Wer da hat, dem wird gegeben" und „Die gepflanzet sind in dem Hause des Herrn, werden in den Vorhöfen unsres Gottes grünen; noch im Alter werden sie Frucht tragen, saftig und frisch sein" — diese Worte erfüllten sich sichtbar am alternden Goßner, und zwar vor allem im Verhältniß zur äußern Mission, der er einen immer größern Theil seiner Zeit und Kraft widmete. Von seinem 64. bis zu seinem 84. Lebensjahr hat er mehr zu Stande gebracht, als in derselben Zeit manche Missionsvereine.

Als 60jähriger Mann (Mai 1833) ließ er durch eine Predigt am Berliner Missionsfest sein Programm ausgehen: „Ich behaupte, die Sendung evangelischer Prediger zu allen Völkern ist zur Fortpflanzung und Ausbreitung des Christenthums, zur Beseligung der Völker das unerläßlichste, in der Natur des Christenthums gegründete, und zugleich das allergesegnetste und erfreulichste Geschäft, die heiligste und wichtigste Aufgabe, die jeder wahre Christ zu der seinigen, die ganze evangelische Kirche zu der ihrigen machen sollte." Die Predigt war von einer so überwältigenden Beredsamkeit, daß die Zuhörer nicht bemerkten, wie unter dem reichen Strom lebendiger Gedanken und Erfahrungen, der sich seit drei Jahrzehnten in ihm angestaut hatte, zwei Stunden verstrichen.

Anfangs arbeitete er (1831) mit der Berliner Missionskommittee zusammen, sah sich aber durch äußere Umstände sowohl, als durch seine ganze Begabung und Eigenthümlichkeit immer mehr zu einer selbständigen Missionsthätigkeit gedrängt, aus welcher dann (1842) der noch bestehende Goßnerische Evang. Miss.-Verein hervorgieng.

Im Dezember 1836 meldeten sich nämlich bei ihm drei Schneider- und zwei Schustergesellen, die irgendwie als Handwerker oder Levitendiener in die Mission ausgehen wollten. Diese selbst zu unterweisen und von Kandidaten unterrichten zu lassen, war ihm nun

ein heißes Anliegen. Bald war's ein Dutzend geworden und der Zudrang währte fort. Am 9. Juli 1837 segnete er 11 Männer, von denen 7 verheirathet waren, zur Arbeit in Australien ein, wohin der schottische Dr. Lang sie erbeten hatte. Ein Jahr später gab er dem englischen Miss. Start, der sein großes Vermögen rückhaltslos in den Dienst Christi gestellt hatte, ein zweites Dutzend mit nach dem Gangesthale.*) Andere folgten nach, darunter im J. 1844 die ersten Sendboten zu den Gebirgsstämmen der Kols, unter welchen s. 1850 so reichliche Ernte heranreifen sollte. Einige Unternehmungen, wie die unter den Gonds 1841, nach Neuseeland 1842, nach der Goldküste 1847 mißglückten; die herbe Forderung, wie Paulus baldmöglichst an allen Orten durch Händearbeit ihr eigen Brot zu essen, hat unzweifelhaft manches Opfer gekostet; auch war mancher schwachen Kraft zu viel zugemuthet worden, bis sie unter der Last der Versuchungen erlag. Aber viele der Ausgesandten sind ein wirksames Salz in überseeischen Ländern geworden; das niederländische Indien insbesondere erhielt 1851 eine Hilfe um die andere von dem immer muthigen Glaubenshelden; einige eilten auf die Sangiriinseln, andere auf Celebes, Flores, Rotti, Talaut; Ottow und Geißler brachen 1855 die Bahn nach Neuguinea. Eine schöne Anzahl predigte den Deutschen in Nordamerika; ein Paar zog in die Kapkolonie.

Bei seinen Lebzeiten that Goßner fast die ganze Arbeit allein. „Was für große Häuser! Inspektoren, Sekretäre, Hausväter u. s. w." konnte er im Blick auf andere Missionen sagen, — „ich bin Inspektor, Hausvater, Sekretär, Packesel, alles in einer Person". Die ganze Korrespondenz und Buchführung besorgte er eigenhändig; 70 Jahre alt lernte er noch englisch, um seine Missionsblätter (Die Biene auf dem Missionsfeld, s. 1834; Die kleine Biene, und Der christliche Hausfreund) durch Uebersetzungen aus ausländischen Berichten zu vervollständigen. Mit 5 einfachen christlichen Jünglingen hatte er 1836 angefangen; in 21 Jahren waren es 140 Missionare, darunter 15 Kandidaten der Theologie, die er nach den vier Welttheilen ausgesandt hatte!

Sie alle trug er auf betendem Herzen, handelte täglich und

---

*) Ein Irrthum ist's übrigens, wenn der Biograph S. 382 diese Missionare von dem (1834 verstorbenen) Dr. W. Carey selbst noch begrüßen läßt.

stündlich mit seinem Gott und Vater und ließ nicht von ihm, bis er sich gesegnet wußte. So viele Lücken in seiner leitenden und verwaltenden Thätigkeit auch eintreten mochten, wie denn z. B. ein organisatorisches Talent bei dem unermüdlichen Manne gar nicht zur Erscheinung kommen will, am Ende betete er doch, so lang er lebte, Alles wieder leidlich zurecht.

Auch während seiner letzten Leidens- und Schmerzenszeit, wo er viel „mit Ihm, dem Alleinigen, allein" war, widmete er alle besseren Augenblicke und Stunden seiner Missionsarbeit. Endlich hatte er ausgearbeitet (1858) und durfte zu seiner Ruhe eingehen. Als Friedrich Wilhelm IV. ihn einmal fragte, ob er ihm nicht irgend einen Wunsch erfüllen könne, hatte G. gesagt: „Ja, ich habe einen großen, herzlichen Wunsch: ich wünsche, daß mein König einst die Krone des ewigen Lebens empfangen möge." Diese Krone hat er nun selber empfangen und darf ernten die Früchte seiner Arbeit, an welcher, namentlich auf dem Gebiet der Kols-Mission, sich so reichlich verwirklicht hat, was Jesaias 60, 22 geschrieben steht. Bei uns aber bleibt sein Gedächtniß im Segen.

Punindie.

Punindie ist der Name einer Missionsstation in Südaustralien, welche wohl verdient, näher betrachtet zu werden. Der anglikanische Bischof von Adelaide liefert uns dazu das Material in einem Aufsatze,*) worin er zugleich seinem Amtsbruder in Westaustralien, dem (Miss.-Mag. 1873. S. 185 erwähnten) Bischof Hale von Perth ein Denkmal setzt.

Dieser Hale war nämlich früher Erzdiakon in Adelaide, wo er als Vorsteher der Regierungsschule das Bedürfniß empfand, die in derselben unterrichteten Papua Kinder gegen den immer drohenden Rückfall in heidnische Barbarei zu schützen. Denn wie oft wurden dieselben von ihren wilden Eltern zurückgefordert und in alle Un-

*) A Visit to Poonindie. Mission Life. March. 1874.

Bahn gethan, die sie endlich doch in den Schooß der christlichen Kirche führen sollte.

Geduld also ist vor allem auch in dieser Arbeit von Nöthen; aber Geduld bringt Erfahrung, Erfahrung bringt Hoffnung, und Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Wer schon selbst in diesem Dienste geübt ist, findet das Wort Marc. 4, 28. bewahrheitet: „zum ersten das Gras, darnach die Aehren, darnach den vollen Weizen in den Aehren."

Johannes Evangelist Goßner*).

„Einen nicht unwichtigen Beitrag zur Kunde der Gegenwart" hat Hr. Pastor Dalton mit seinem Leben Goßners liefern wollen. In dem „dankbaren Gedächtniß des mehr und mehr sich lichtenden Kreises der geistigen Gemeinde, die die ehrwürdige Persönlichkeit Goßners um sich gesammelt," sollen durch dieses Buch „die Züge der Gestalt wieder aufgefrischt werden, die einstmals so bedeutsam und eindrucksvoll an ihrem innern Leben vorüberzogen".

„Goßner ist keine reformatorische Persönlichkeit ersten Ranges, aber er hat in kleineren Kreisen und Verhältnissen reformatorisch gewirkt fast drei Menschenalter hindurch, und die letzten Ringe dieser Wirkung sind mit seinem Hinscheiden nicht verschwunden. Auch seine geistige Heimat liegt mitten drinne in der wunderbaren Bewegung, die sich am Ende des verflossenen Jahrhunderts innerhalb der römischen und evangelischen Kirche vollzog und in der wir den geheimnißvollen Mutterschoß erkennen, der auch die gegenwärtige (kirchliche) Frage getragen. Der wackere Schwabensohn ist der bedeutsamste Erbe dieser Bewegung seines Heimatlandes, seiner heimatlichen Kirche geworden. Er hat Vaterland und Mutterkirche dahinten gelassen

*) Johannes Goßner. Ein Lebensbild aus der Kirche des 19. Jahrhunderts von H. Dalton. Berlin. Verlag des Goßnerischen Missionsvereins. 1874. Eine treffliche Biographie, aus reichem Material zusammengetragen, dazu schön geordnet und abgerundet, ein Muster fruchtbarer Verbindung eines bedeutenden Einzellebens mit dem Gesammtbild der Zeit. Die Zeitangaben sind manchmal unzuverlässig.